

KAREN DUVE

Dies ist kein Liebeslied

Buch

Seit zwölf Jahren träumt die dreißigjährige Anne Strelau von Peter Hemstadt, doch ihre Gefühle zu ihm blieben während all der Zeit unerwidert. An einem Donnerstag im Juni 1997 beschließt sie spontan, ihre große Jugendliebe ein letztes Mal zu treffen, um ihrer Träumerei endgültig ein Ende zu bereiten. Auf dem Weg nach London, denn dort lebt Peter inzwischen, rekapituliert Anne ihr bisheriges Leben, das vor allem durch eines bestimmt ist: ihr Übergewicht. Sie erinnert sich an ihre unzähligen Diätversuche und die Demütigungen im Turnunterricht, der damals noch nicht Sportunterricht hieß. Und nur eine Freundschaft war unbelastet: Axel, genannt Tellerauge, mit dem sie als Kind versucht hat, verletzte Frösche mit Tesafilm zu heilen. Alle folgenden Verehrer, die sie als Jugendliche hatte, warfen ihr vor, entweder die verkehrten Schallplatten zu hören oder die falschen Klamotten zu tragen. Nach all diesen Schmähungen findet Anne sich schließlich in einer Therapiegruppe wieder, doch die einzige Erkenntnis, die sie dort gewinnt, besteht darin, dass sie schleunigst den Therapeuten wechseln und nie wieder an einem Beziehungsworkshop teilnehmen sollte. Und auch ihr Befreiungsversuch aus der kleinbürgerlichen Welt ihrer Eltern fällt eher kläglich aus, denn er führt sie geradewegs in einen Job als Taxifahrerin und in die nächste unglückliche Beziehung. Nun hofft Anne auf die erlösenden Worte von Peter – jenem Peter, dem sie bald gegenüberstehen wird...

Autorin

Karen Duve, 1961 in Hamburg geboren, lebt heute mit ihrer englischen Bulldogge in Brunsbüttel. Ihr Prosadebüt »Regenroman« (1999) war ein sensationeller Erfolg und wurde in elf Sprachen übersetzt. »Dies ist kein Liebeslied« stand wochenlang auf der Spiegel-Bestsellerliste und wurde von Kritik und Lesern begeistert aufgenommen.

Karen Duve

Dies ist
kein Liebeslied

Roman

GOLDMANN
MANHATTAN

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Manhattan Bücher erscheinen im Wilhelm Goldmann Verlag, München
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2004

Copyright © 2000 by Eichborn Verlag AG, Frankfurt am Main

Die Nutzung des Labels Manhattan
erfolgt mit freundlicher Genehmigung
des Hans-im-Glück-Verlags, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Christina Hucke / Eichborn Verlag AG

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH

Verlagsnummer: 45603

KvD · Herstellung: Sebastian Strohmaier

Made in Germany

ISBN 3-442-45603-7

www.goldmann-verlag.de

*Was folgt, ist frei erfunden.
Orte und Handlungen haben nur wenig
mit tatsächlichen Orten und Vorkommnissen zu tun.
Bücher und Filme werden schlampig zitiert.
Und Ihr seid alle nicht gemeint.*

Für den armen Heinrich.



Mit sieben Jahren schwor ich, niemals zu lieben. Mit achtzehn tat ich es trotzdem. Es war genauso schlimm, wie ich befürchtet hatte. Es war demütigend, schmerzhaft und völlig außerhalb meiner Kontrolle. Ich wurde nicht wiedergeliebt; es gab nichts, was ich tun konnte, um das zu ändern, und bei dem Versuch, selbst nicht mehr zu lieben, wurde ich beinahe verrückt. Wenn man erkennt, daß man den Verstand verliert, ist es das Klügste, die Sache für sich zu behalten und geistige Gesundheit vorzutauschen, indem man sich wie alle anderen benimmt. Alle anderen hatten Freunde und Sex, sie hatten Berufe, gingen auf Parties und Reisen, und freuten sich fünf Tage lang aufs Wochenende. Also ging ich ebenfalls mit Männern ins Bett und mit Frauen in Bars, scheiterte in diversen Jobs, langweilte mich auf Festen und woanders und schnitzte mir sonntags mit einem Kartoffelschälmesser Muster in die Oberarme. Unterdessen wurde der FC Bayern München achtmal deutscher Meister. Alle Leute, die ich kannte, kauften sich Uhren mit Digitalanzeige und vertauschten ihre Schlaghosen gegen knöchelenge Jeans oder Karottenhosen. Der Iran erklärte die USA zum großen Satan, und MTV startete sein Programm mit ›Video killed the Radio Star‹ von den Buggles. Englische Soldaten marschierten auf den Falklandinseln ein und sowjetische in Afghanistan und amerikanische auf Grenada. Alle Leute, die ich kannte, tauschten ihre Digitaluhren wieder gegen normale Uhren mit Zeiger und Zifferblatt und kauften sich

Walkmen. Der Atomreaktor Nr. 4 des Kernkraftwerks Tschernobyl verteilte seine Spaltprodukte über ganz Europa, und es wurde empfohlen, zwanzig Jahre lang keine Waldpilze mehr zu essen, und zwei Jahre lang aß man tatsächlich weniger Pilze. Die Sowjetunion zog sich wieder aus Afghanistan zurück, und der kalte Krieg ging vorüber; und als schon längst kein Mensch mehr daran geglaubt hatte, fiel die Berliner Mauer. Die Models wurden immer berühmter und immer dünner, die Computer kleiner und das Ozonloch größer, und die Jogger trabten im Sommer nur noch in den frühen Morgen- und späten Abendstunden, und der Mann, den ich liebte, zog nach London. Es gab den Golf-, den Balkan- und den Tschetschenienkrieg, und Amerika intervenierte in Somalia. In Uganda und Liberia und Georgien brachen Bürgerkriege aus, und Aserbaidshan kämpfte gegen Armenien. Und die Schlager handelten weiterhin von der Liebe. Und Männer und Frauen setzten weiterhin Kinder in die Welt und gingen zu Eheberatern und Therapeuten und ließen sich scheiden. Was auch um mich herum geschah, nie hatte ich das Gefühl, irgend etwas davon hätte mit mir zu tun. Die ganze Zeit über hielt ich gewissermaßen den Atem an und wartete auf meinen Einsatz, wartete auf die entscheidenden Worte, die fallen mußten, damit ich hinter dem Vorhang hervor auf die Bühne treten und mitspielen konnte. Aber das Leben ging weiter und weiter, die Worte fielen nicht, und die Jahre sammelten sich an wie Dreck und Laub in einer Regenrinne. Eines Tages, genauer gesagt am Donnerstag, den 20. Juni 1996, beschloß ich, daß die Sache ein Ende haben mußte, ein schlimmes oder eines, das ich mir nicht vorstellen konnte. Und ich ging in ein Reisebüro und kaufte mir einen Flugschein nach London, wie sich andere Leute einen Strick kaufen.



Jetzt sitze ich also in diesem Flugzeug. Am Fenster. Den Platz am Gang hat ein junger Mann in einem auffälligen hellblauen Anzug. Er blättert in einem Gratisexemplar der ›Woche‹. Glücklicherweise ist der Sessel zwischen uns frei geblieben, vielleicht haben aber auch die Stewardessen dafür gesorgt. Inzwischen wiege ich nämlich hundertsiebzehn Kilogramm, und meine in Khakistoff verpackten Oberschenkel sickern unter den Armstützen hindurch auf das Nebenpolster. Da könnte jetzt sowieso niemand mehr sitzen. Ich hasse meine Beine. Ich wünschte, ich hätte andere. Es wäre viel leichter, jemanden zu besuchen, den man liebt und der einen nicht liebt, wenn man dünne Beine hätte. Nicht, daß ich glaube, derjenige würde dann plötzlich seine Gefühle für mich ändern, aber mit dünnen Beinen könnte ich es leichter ertragen, nicht geliebt zu werden. Eine weibliche Lautsprecherstimme – unterstützt von der Pantomime einer Stewardess – erklärt, daß man im unwahrscheinlichen Fall eines plötzlichen Druckverlusts die Sauerstoffmaske so zu sich heranziehen und zuerst über die eigene Nase und den eigenen Mund stülpen soll, bevor man seinen ungeschickteren Mitreisenden dabei hilft, das Gummiband über die Ohren zu kriegen. Die elegante Frau schräg vor mir zeigt ihrer eleganten Tochter ein Foto in der ›Vogue‹. Die Frau trägt eine altrosa Kostümjacke und dazu ein grünes Chiffontuch, das ihr bestimmt eine Farbberaterin aufgeschwatzt hat. Ihre blonden Haare sind aberwitzig asymmetrisch geschnitten,

die Seite links vom Scheitel reicht knapp übers Ohr und die andere Seite bis zum Kinn. Die lange Seite fällt ihr natürlich ständig vor die Augen, so daß sie sie beim Lesen mit dem Zeigefinger zurückschieben muß. Die gazellenhafte Tochter beugt sich über die Zeitschrift. Hinter mir unterhalten sich lautstark drei Männer über Paul Gascoigne. Ich wette, sie sind unterwegs zum Halbfinalspiel der Fußball-Europameisterschaft in London, England gegen Deutschland. Es ist die Art Männer, die ich am allermeisten verabscheue, die Art, die vor dem Fernseher mit verzerrtem Gesicht »Schieß doch! Schiiiiieß!« brüllt. Paul Gascoigne hingegen mag ich. Er erinnert mich an das Springpferd Meteor. Auch Meteor war für einen Spitzensportler erstaunlich übergewichtig, langsam und undiszipliniert, und steckte sie dennoch alle in die Tasche. Die Fußballfreunde hinter mir sagen wieder etwas Gemeines über Gascoigne. Dann lachen sie in blöder Einigkeit und bekommen deswegen nicht mit, wo die Schwimmwesten versteckt sind und wie man am schnellsten die Notausgänge erreicht. Im unwahrscheinlichen Fall einer Notwasserung auf dem Ärmelkanal werden sie in die falsche Richtung rennen, über die elegante Frau und ihre Tochter hinwegtrampeln, sich ineinander verknäulen und alles blockieren, während ich – eingeklemmt an meinem Fensterplatz – zusehen muß, wie das Wasser außen an der Scheibe unaufhaltsam steigt.

Wir rollen zur Startbahn, leise Musik kommt aus der Decke, Melodiefetzen, die sofort in diversen Maschinengeräuschen wieder untergehen. Schwer zu bestimmen, was sie da abspielen, aber jedenfalls ist es nicht die Art von Musik, die man als Letztes hören möchte, bevor man bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kommt. Das passende Lied wäre ›No Milk Today‹ von Herman's Hermits. Todtraurig legen die Hermits los, steigern sich, während die

Tragfläche Feuer fängt, zu melancholischer Aufgeregtheit; und mitten in der heftigsten Verzweiflung – mit Geige und allem – setzt plötzlich das sinnlos hoffnungsvolle Gebimmel einer Glocke ein.

Es hört sich vielleicht nicht so an, aber eigentlich fliege ich gern. Ich halte es für ein unverschämtes Glück, am Ende eines Jahrhunderts zu leben, das lauter Wundermaschinen hervorgebracht hat. Kein Mensch in meinem Kulturkreis beneidet mich groß um mein Flugticket oder meinen alten Quelle-Fernseher. Aber ein König der Ottonen hätte doch sein halbes Königreich dafür gegeben, an meiner Stelle sitzen zu können.

Auf der Projektionswand erscheint eine grün-blaue Landkarte. Ein kleines weißes Flugzeug bewegt sich ruckartig eine gestrichelte Linie entlang, die von Hamburg (rot) nach London (ebenfalls rot) führt. Die Musikfetzen reißen ganz ab. Statt dessen meldet sich jetzt der Kapitän über Lautsprecher. Er heißt Hermann Kahr oder Tahr, und bevor Herr K. uns einen angenehmen Flug wünscht, erwähnt er die günstigen Windverhältnisse und sagt, daß die Temperatur hier in Hamburg achtzehn Grad beträgt. Was er genau sagt, ist: »Die Temperatur hier in Hamburg beträgt zur Zeit achtzehn Grad Celsius – gefühlte Temperatur sechzehn Grad.«

Das hat er wahrscheinlich aus dem Fernsehen, diese neue Idioten-Masche, die Temperatur in gemessene und gefühlte zu unterteilen. Als würden alle das gleiche fühlen und das aufs Grad Celsius genau. Man könnte diese Unterteilung auch prima auf andere Bereiche übertragen: statistische Gefahr mit diesem Flugzeug abzustürzen: eins zu zehn Millionen; gefühlte Gefahr: eins zu zwanzig. Die statistische Gefahr errechnet sich aus der bisherigen Unfallquote dieser Airline, dem Sicherheitsstandard der Flughäfen Hamburg-

Fuhlsbüttel und London-Heathrow und dem Umstand, daß wir über Wasser fliegen müssen.

Die gefühlte Gefahr errechnet sich aus meinen Bedenken gegen den Sinn dieser Reise, einem allgemeinen Mißtrauen gegen das Schicksal und aus den Filmen, die ich gesehen habe. Während das Flugzeug dröhnend Schubkraft sammelt, lasse ich mir meine Lieblingsszene aus ›Alive‹, durch den Kopf gehen. ›Alive‹ ist die Verfilmung eines echten Flugzeugunglücks, bei dem eine Rugbymannschaft aus Uruguay in den Anden abstürzte. Einige Spieler überlebten und mußten in eisiger Kälte siebzig Tage lang über die Runden kommen, bevor sie gefunden wurden. Zum Schluß schabten sie mit Glasscherben Fleisch aus den gefrorenen Leichen ihrer Mitreisenden und aßen es. Im Film macht sich einer der Überlebenden auf, um Hilfe zu holen, und bittet die Zurückbleibenden, seine tote Mutter als letzte anzuschneiden. An diese Szene denke ich jetzt aber nicht, sondern an eine frühere, in der das Flugzeug gegen einen Berg prallt und in der Mitte auseinanderbricht. Das vordere Rumpfstück saust ohne Flügel weiterhin durch die Luft, und statt der Motoren ist plötzlich nur noch zischender, jaulender Fahrtwind zu hören. Erstarrt klammern sich die angeschnallten Passagiere an ihre Sitze, ihre Gesichtshaut flattert, Lippen legen Zahnfleisch bloß, hinter den Passagieren klafft dieses riesige Loch, das unsachgemäß verstaute Handgepäck trudelt durch die Luft, und die letzten Sitzreihen werden eine nach der anderen durch den Sog herausgerissen, und gefühlte und tatsächliche Gefahr sind vollkommen deckungsgleich.

Wir rasen die Startbahn entlang. Demonstrativ liest der hellblaue junge Mann neben mir im Wirtschaftsteil seiner Zeitung. Mich als Vielflieger beeindruckt das alles nicht, will er damit sagen. Wahrscheinlich beeindruckt es ihn tat-

sächlich nicht mehr, den Armseligen. Der Boden bleibt zurück. Wir fliegen. Wir fliegen tatsächlich. Achtundzwanzig Prozent aller Flugunfälle ereignen sich während des Steigflugs.



Mein erster Freund hieß Axel Vollauf. Axel war blond und dünn und hatte große, runde, stets weit aufgerissene Augen, so als hätte er einmal ein Massaker oder einen Meteoriteneinschlag mitansehen müssen und seitdem diesen Gesichtsausdruck beibehalten. Unsere Liebe war heiter und unspektakulär. Wir besuchten dieselbe Klasse und gingen morgens Hand in Hand zur Schule. Axel in seinem braunen Anorak und von der Verkehrswacht mit einer gelben Pudelmütze ausgerüstet, ich in einer dunkelblauen Clubjacke mit einem gestickten Wappen auf der Brusttasche. In das Wappen war der erste Buchstabe meines Namens integriert: ein verschnörkeltes A – für Anne. Das Kopftuch der Verkehrswacht hatte ich bereits einen Tag nach der Einschulung verloren. Wir trafen und trennten uns jedesmal an derselben Straßenkreuzung, und verabredeten uns dort für den Nachmittag, den wir unter einem Rhododendronstrauch im Garten meiner Eltern verbrachten. Auf diesem vermoosten und von Sonne und Schatten gefleckten Stück Erde hatte ich ein Krankenhaus für Tiere eingerichtet. Anfangs hatte ich es allein geführt, war Ärztin und Pflegepersonal zugleich gewesen. Axel hatte bloß zugesehen. Dann wollte er auch Arzt sein, und als er Arzt war, verlangte er, daß ich einen meiner Berufe aufgeben müßte.

»Du kannst nicht Krankenschwester *und* Arzt sein«, sagte Axel und fixierte mich mit seinen großen Augen. Ich entschied, den Arztberuf hinzuwerfen, damit ich weiter die

Schwesternhaube tragen konnte. An der Aufgabenverteilung änderte das nichts. Ich operierte, weil Axel sich davor ekelte, und Axel assistierte mir wie zuvor und pflegte den Moosteppich im Krankensaal. Die Betten bastelten wir aus orangen Zigarettenpackungen. Sie mußten immer wieder ersetzt werden, weil sie durch den nächtlichen Tau und die Feuchtigkeit der Patienten schnell aufweichten. Es waren Froschbetten. In Barnstedt gab es ungewöhnlich viele Frösche. Sie kamen von den nassen noch unbebauten Wiesen hinter den Gärten herauf und stürzten sich geradewegs in die nagelneuen Motormäher, mit denen unsere Nachbarn über ihre frisch angelegten Rasenflächen knatterten. Kein Haus in dieser Straße war älter als fünf Jahre. Die Leute bauten wie verrückt, schufen dauerhafte Sachwerte, legten Fundamente für ein glückliches Familienleben und hielten das Gras kurz. Sie verschuldeten sich und vertrauten darauf, daß es ihnen und der Wirtschaft auch weiterhin immer besser und besser gehen würde. Manchmal erzählte meine Mutter meinen Geschwistern und mir, wie die Nachbarn von gegenüber zwei Jahre lang mittags immer bloß eine Wurst gegessen hatten, um das Geld für ihren Hausbau zu sparen. Zwei Drittel der Wurst hatte Herr Lange gegessen und ein Drittel seine Frau. Wenn meine Mutter erst einmal von der geteilten Wurst angefangen hatte, kam sie unweigerlich auch noch darauf, wie unser Vater unser Haus gemauert hatte.

»Euer Vater hat jeden Stein von diesem Haus in seinen Händen gehabt – jeden einzelnen Stein«, sagte sie.

Wir waren das tüchtigste Volk der Welt. Deswegen haßten und beneideten uns die anderen Völker. Die Häuser, die wir bauten, hatten alle einen Jägerzaun, ein Quadrat aus Glasbausteinen neben der Haustür und auf der Rückseite ein Panoramafenster, an dem sich kleine Vögel das Genick brachen.

In meinem Spital gab es auch ein Bett für Vögel, eine Zigarrenkiste, die ich mit einem Taschentuch und einer Matratze aus einer Pralinschachtel ausgepolstert hatte. Die Frösche schliefen auf Gras.

Die meisten Nachmittage verbrachten Axel und ich damit zu warten. Währenddessen horchten wir uns gegenseitig die Lungen ab, klopfen uns mit dem Gummihammer auf die Knie und bereiteten die nächste Operation vor. Wir legten Plastikskalpell, Spielzeugspritze und Wattestäbchen auf eine Apfelsinenkiste, aber die einzigen Dinge, die wir tatsächlich brauchten – eine echte Schere und eine Rolle Tesafilm –, hielt ich bis zu ihrem Einsatz im Arztkoffer versteckt. Ich hatte sie meiner Mutter aus der Küchenschublade stehlen müssen, weil ich noch nicht allein mit einer spitzen Schere umgehen durfte und Tesafilm so teuer war. Auf der Terrasse lag mein Vater auf einer Gartenliege und schlief. Er hatte einen geheimnisvollen Beruf, dessen Zweck ich nicht verstand und für den es keinen richtigen Namen gab. In der Schule hatten wir erzählen sollen, was unsere Väter von Beruf waren, und ich hatte es nicht gewußt. Jedenfalls brauchte meiner immer nur bis zum frühen Nachmittag zu arbeiten. Wenn es das Wetter irgend zuließ, schnappte er sich dann seine Klappliege, packte sich hinter sein selbstgebautes Haus, rauchte Ernte 23, las das ›Hamburger Abendblatt‹ und schlief dabei ein, während die Sonne ihn immer brauner brannte. Er fing damit schon im März an, schlüpfte in Shorts, wenn andere Leute noch Handschuhe trugen, und er tat das an allen freundlichen Nachmittagen und Wochenenden, das ganze Frühjahr und den Sommer hindurch bis in den Herbst hinein. Er hatte einen leichten, unruhigen Schlaf. Mein Vater wartete wie wir auf das Geräusch eines Motormähers. Er haßte Rasenmäher mit Motor. Er haßte ihren Lärm. Als erstes hörte man einen vergeblichen Start-

versuch, das kurze Knurren eines gleich wieder absaufenden Motors, oft noch einen zweiten und dritten Versuch, dann dröhnte es gleichmäßig herüber, und mein Vater sprang auf, tigerte seinen Jägerzaun entlang und witterte über Hecken, Koniferen und Rhododendren, wer ihm das jetzt wieder antat.

»Weigoni«, schnaubte er und verschränkte die Arme vor der Brust. »Das kommt von Weigonis. Es ist gar nicht erlaubt, während der Mittagsruhe zu mähen.«

Dann setzte ich meine Krankenschwesterhaube auf und schnappte den Arztkoffer. Axel nahm ein Strohkörbchen und folgte mir. Die meisten Gärten besaßen zu den unbebauten Wiesen hin keinen Zaun, und wir konnten ohne Schwierigkeiten zu den Nachbarn überwechseln. Herr Weigoni wußte schon, was wir wollten. Er nickte uns über seinen dröhnenden und rauchenden Mäher hinweg zu und machte eine einladende Handbewegung, die bedeutete, daß wir die gemähten Rasenstücke gern nach verletzten Fröschen absuchen konnten. Vor dem Rasenmäher hergehen und die Frösche retten, durften wir nicht. Herr Weigoni hatte Angst, daß wir mit den Füßen in die Messer geraten könnten. Axel hielt den Korb, und ich legte die Frösche hinein, Frösche ohne Arme und Beine und große dicke Biester, aus deren Bäuchen gräuliche Därme quollen und Arme und Beine ohne Frösche. Wir behandelten grundsätzlich alle Opfer, selbst die hoffnungslosen Fälle: geköpfte Frösche und Frösche, die in der Mitte durchtrennt waren. Wenn wir in den Garten meiner Eltern zurückkamen, war unser Korb bis oben hin voll, und Herr Weigoni mähte immer noch. Der Geruch von geschnittenem Gras und Benzin erfüllte die Luft. Mein Vater war inzwischen ins Haus geflüchtet, kam aber alle zehn Minuten heraus, um zu überprüfen, ob es endlich wieder still geworden war. Axel schüttete die Pati-

enten auf die Apfelsinenkiste und zählte nach, wieviel Gliedmaßen wir gefunden hatten. Ich nahm zuerst die Bauchverletzungen. Sie bewegten sich nicht mehr und waren deswegen am einfachsten zu behandeln. Ich stopfte die Eingeweide zurück in die Bauchhöhle.

»Das könnte ich nie«, sagte Axel jedesmal so angeekelt wie bewundernd, zog ein Stück Tesafilm von der Rolle ab und hielt es mir hin, damit ich es abschnitt. Ich klebte die Wunde zu und legte den Patienten in eines der orangen Betten. Die Stelle platzte sofort wieder auf und eine durchsichtige Flüssigkeit sickerte heraus. Auf der nassen Froschhaut hielt Tesafilm nicht gut. Ich drückte einen neuen Klebestreifen darüber, dann griff ich mir den nächsten Frosch. Die Arm- und Beinamputierten zappelten wie verrückt. Es gelang mir selten, die Gliedmaßen anzukleben, also legte ich die Patienten einfach so ins Bett. Sie wälzten sich sofort wieder heraus und humpelten mit ihren verbliebenen Beinen unter den Rhododendron. Wir verfolgten sie nicht weiter, legten ihnen bloß ihre abgehackten Beine, Hände und Füße unter den Busch, falls die Frösche sie sich später noch holen wollten. Das war der frustrierende Aspekt an unserem Spital: Bis zum nächsten Morgen hatten sich alle Patienten entweder aus dem Staub gemacht, oder sie waren tot. Ich kann mich nicht erinnern, daß wir jemals auch nur einen einzigen geheilt hätten.

Es war nicht nur mein Vater mit seinen Rasenmähern – jeder in meiner Familie konnte irgend etwas nicht ertragen. Meine Mutter haßte hohe Frauenstimmen. Genaugenommen haßte sie wohl die Stimme meiner Großmutter, die im halb ausgebauten Dachgeschoß unseres Hauses wohnte. Aber das sagte sie nie so direkt. Sie sagte immer nur:

»Diese kreischenden Stimmen, ich kann diese kreischen-

den Frauenstimmen nicht ertragen. Wie soll man dabei arbeiten?«

Meine Oma konnte das Geräusch nicht ertragen, das die Männer machten, die nachts in ihr Dachstübchen eindrangten. Sie behauptete, daß jede Nacht Männer zu ihr heraufkämen. Diese Männer rissen ihr heimlich Haare aus und nahmen die Deckel von den Töpfen, um damit über die Wandkacheln ihrer Küche zu scheppern. Das Erstaunlichste an der ganzen Sache war vielleicht, daß meine Oma weder Töpfe noch Küche besaß. Sie kochte gar nicht selbst, sondern aß mit bei uns unten.

Meine ältere Schwester haßte Vogelgezwitscher. Wenn sie über ihren Hausaufgaben saß, die Flüsse und Hügelketten einer Landkarte verschiedenfarbig bemalte, oder was man sonst so als Viertklässler aufbekam, schleuderte sie plötzlich die Wachsstifte zu Boden und rief: »Die Vögel, die verdammten Vögel! Wie soll man da arbeiten? Sie schreien die ganze Zeit.« Außer Vogelgezwitscher haßte meine Schwester noch jedes Geräusch, das ich machte.

Ich selber kann es bis heute nicht aushalten, wenn jemand eine Tüte Backpulver drückt und reibt, bis sie knatscht, was mein Leben aber nicht großartig beeinträchtigt. Mein kleiner Bruder war das einzige Familienmitglied, das keinerlei Abneigungen gegen ein spezielles Geräusch hatte. Allerdings konnte er es nicht ertragen, Perlmutterknöpfe anzufassen. Meine Mutter mußte immer sämtliche Knöpfe von seinen Pyjamas abschneiden und die knöpfbaren Stellen zunähen. Münzen dagegen liebte er sehr. Er besaß eine Spardose, die mein Vater von einer Tagung aus Finnland mitgebracht hatte. Ein kleiner durchsichtiger Globus aus Kunststoff, dessen Boden mit einem Schlüssel zu öffnen war, so daß mein Bruder die Münzen immer wieder herausschütteln und zählen konnte. Als er genügend gespart

hatte, tauschte mein Vater ihm seine Münzen gegen ein blankes Markstück ein, das mein Bruder von nun an in einer Pappschachtel unter seinem Bett verwahrte. Er zog die Schachtel jeden Abend hervor, küßte und streichelte seine Mark und legte sie wieder in die Pappschachtel zurück.

Eines Abends kam ich nach einem langen und anstrengenden Nachmittag im Froschspital ins Kinderzimmer zurück, hängte meinen Arztkoffer an die Schneewittchen-Garderobe und sah, wie mein kleiner Bruder den Arm aus seinem Gitterbett steckte und nach der Schachtel mit dem Geldstück angelte. Er konnte sie nicht erreichen, weil meine Mutter den Boden gebohrt und die Schachtel dabei bis an die Wand geschoben hatte. Obwohl er schon fünf war, schlief er immer noch in einem Gitterbett. Er tobte so sehr im Schlaf, daß er sonst hinausgefallen wäre. Jetzt fing er an zu brüllen.

»Mein Geld, ich will mein Geld«, heulte er. Meine Schwester kam herein. Wir wohnten alle zusammen in diesem Zimmer, meine Schwester, mein Bruder und ich. Meine Schwester legte sich auf den Boden, stieß sich mit den Händen ab und schlidderte unter sein Bett. Sie trug ein rot kariertes Kleid, das meine Mutter aus dem gleichen Stoff genäht hatte wie meines und das auf dem gebohrten Linoleum gut rutschte. Als sie wieder auftauchte, stemmte sie den Oberkörper hoch und reichte meinem Bruder die Schachtel. Er nahm sein Markstück heraus, streichelte es und polierte es dann mit einem Ende seines Kissens. Meine Schwester blieb auf dem Boden, schob und zog sich mit den Händen vorwärts und glitt auf dem Bauch durch das ganze Zimmer. »Ich bin ein Krokodil«, sagte sie. »Paßt bloß auf! Ein schnelles, gefährliches Krokodil.«

Mit Schwung tauchte sie unter mein Bett. Wir schliefen

in einem Etagenbett, sie oben, ich darunter, wo ich vor dem Einschlafen gegen einen Matratzenschoner voller Eskimo-, Indianer-, Neger- und Chinesenkinder blickte. Ich hörte meine Schwester rumoren, dann stieß sie sich mit den Füßen von der Wand ab und sauste aus der Dunkelheit hervor, geradewegs vor meine Füße. In der Hand hielt sie den Schuhkarton, in dem ich meine Geheimnisse aufbewahrte. Und bevor ich sie daran hindern konnte, öffnete sie ihn und nahm ein Matchboxauto heraus.

»Wo hast du das her. Das hast du gestohlen.«

»Nein«, sagte ich, »das hat mir Holger Deshusses geschenkt.«

Holger Deshusses war ein Nachbarjunge. Niemand konnte den Nachnamen der Familie richtig aussprechen. Nicht einmal die Erwachsenen. Wir sagten alle »De-süß«. Es war enorm einfach gewesen, dieses Auto zu klauen. Baby-Eier-leicht, wie wir das damals auszudrücken pflegten. Das Matchboxauto war ein völlig unscheinbarer grauer Opel, den Holger Deshusses zusammen mit hunderttausendmillionen anderen Spielzeugautos in einer tapezierten Waschmitteltonne aufbewahrte. Als Holger mit meiner Schwester ins Badezimmer gegangen und ich allein in seinem Zimmer zurückgeblieben war, hatte ich den Opel in meine Unterhose gesteckt und mein Kleid darüber glattgestrichen. Ich war nicht so dumm gewesen, etwas Auffälliges wie ein Polizei- oder Feuerwehrauto oder das Batmobil mit der ausklappbaren Kreissäge im Kühlergrill zu nehmen. Niemand hätte je bemerkt, daß der Opel fehlte.

»Du lügst«, sagte meine Schwester. »Morgen, in der Schule, gehe ich mit dir zu Holger Deshusses und frage ihn. Und wehe, du lügst!«

An diesem Abend konnte ich nicht gut einschlafen, und ich wachte am nächsten Morgen auch nicht gut auf. Sofort fiel mir die drohende Gegenüberstellung ein. Ich hoffte, meine Schwester hätte das Ganze über Nacht vergessen, und sah sie nicht an, während ich neben ihr im Badezimmer stand und mir im Zeitlupentempo die Zähne putzte und schließlich nach dem Kamm griff. Der Kamm war mit Birkenwasser verschmiert, einem öligen Zeug, mit dem mein Vater seinen Haarausfall bekämpfte. Nur die großen Zinken waren noch halbwegs trocken. Ich trödelte so lange herum, bis meine Mutter hereinkam und mir beim Waschen half, denn meine Oma wartete schon vor der Tür. Meine Eltern hatten ihr spätes Wirtschaftswunderhaus mit drei Kindern und einer Großmutter, aber mit nur einem Badezimmer bestückt. Während meine Mutter mir mit einem Waschlappen über die ausgestreckten Arme fuhr, stieg meine Schwester neben mir auf einen Kinderstuhl, um sich im Spiegel zu besehen. Sie drehte und wand sich, und dann sagte sie zu mir: »Mein Po sieht aus wie ein Apfel. Deiner sieht aus wie ein Milchbrötchen.«

Ich verdrehte den Kopf und begutachtete meinen Po. Er sah so mies aus, wie ich vermutet hatte. Wie ein Milchbrötchen. Meine Schwester sprang vom Stuhl, sah mich streng an und sagte: »Gleich treffen wir Holger Deshusses.«

»Mir ist schlecht«, sagte ich zu meiner Mutter. »Mir tut da was weh! So 'n Pieksen. Da irgendwo.« Ich zeigte auf meinen Bauch. »Ich glaub, ich hab Fieber.«

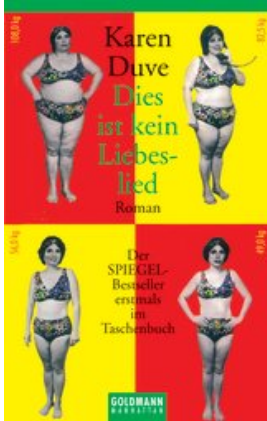
Meine Mutter legte mir die Hand auf die Stirn.

»Fieber hast du nicht«, sagte sie und nahm die Hand wieder weg.

»Doch« – ich schrie beinahe –, »fühl noch mal!«

Sie legte mir ein zweites Mal die Hand auf die Stirn. Ich schickte eine Welle Hitze aus meinem Bauch in den Kopf

»Wirklich. Und wie! Du gehst sofort wieder ins Bett.«



Karen Duve

Dies ist kein Liebeslied

Roman

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-45603-1

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2004

Die dreißigjährige, übergewichtige Anne Strelau hat einen Entschluss gefasst: Sie wird nicht länger von Peter Hemstedt träumen, in den sie seit zwölf Jahren unglücklich verliebt ist, sondern alles auf eine Karte setzen und ihre unerwiderte Jugendliebe ein letztes Mal treffen. Vielleicht kann sie dann endlich aufhören zu glauben, dass sie eine Andere werden muss ...



[Der Titel im Katalog](#)